

»Es is gar net so eifach de rischdische Ton zu finne«

Stadtsprachen und vergleichende Soziostilistik

In der Bundesrepublik und in Großbritannien gibt es wie in vielen anderen Ländern auch neben der in den Medien gesprochenen und in der Schule gelehrt Standardsprache (der »Hochsprache« bzw. dem »B.B.C. Englisch«) verschiedene lokale Dialekte. Dazwischen liegt ein breiter Übergangsbereich, ein Kontinuum an Sprechweisen, das wir besonders in den Ballungsgebieten der Großstädte antreffen. Linguisten sprechen dann von »Umgangssprachen« oder »Stadtsprachen« bzw. von »regional accent« oder »urban vernacular«. Laien sind da präziser: sie umschreiben ihre Sprechweisen mit »Schriftdeutsch sprechen«, »Mischmasch«, »so zwischendrin« oder ähnlichem. Eben dieser Mischmasch ist eine harte Nuß für die Linguistik.

Zwischen Dialekt und Standardsprache

Als wir im gewachsenen Mannheimer Vorort Neckarau Bewohner nach der Verwendung des »Mischmasch« befragten und ihre Sprechweisen auf Tonband einfingen, fielen uns einige für den Fremdsprachenunterricht bedeutsame Unterschiede zwischen den beiden Ländern auf. Allen voran dieser: Mannheimer wechseln nicht nur von Situation zu Situation zwischen Standardsprache und Dialekt (situativer Codeswitch), sie tun das auch während eines Gesprächs (metaphorischer Codeswitch). Viele fühlen sich in dem Mischmasch ihrer Stadtsprache geradezu wohl. Ein frisch gebackener Zertifikats-Absolvent aus England, der ja nur die Hochsprache gelernt hat, fragt sich da, in welche Kreise er hier wohl geraten ist.

In England findet man nämlich kaum gebildete Sprecher, die eine Stadtsprache und die Standardsprache gleichermaßen beherrschen. Sie neigen dort dazu, die Stadtsprache abzulegen, wenn sie überhaupt eine gelernt haben. Ihre Sprechweise bewegt sich nur um den Pol Standardsprache. Stadtsprachen wie z.B. die der Großstädte London, Birmingham, Manchester oder Liverpool werden als »Arbeitersprachen« abgetan. Wer z.B. wie die Cockneys »fin« statt »thing« oder »brover« statt »brother« sagt, wird von vornherein zum Mitglied der Unterschicht mit »ungebildeten Umgangsformen« abgestempelt. Das Kriterium Sozialstatus ist so ausgeprägt, daß mit Stadtsprachen kaum andere Werte symbolisiert werden können. Versuche von Soziolinguisten, diese Übertragung sozialer Werte auf die Sprache abzubauen, hatten bisher wenig Erfolg¹.

Umfrageergebnisse aus dem deutschen Sprachraum zeigen dagegen, daß Deutsche ihre Stadtsprachen nach anderen Kriterien beurteilen. Im Vordergrund stehen Eigenschaften, die – relativ unabhängig vom Sozialstatus – dem Sprecher bestimmte Charaktereigenschaften zuschreiben. So sollen die Kölner fröhlich, Münchner stammesbewußt, Berliner schlagfertig und Hamburger distanziert sein. Natürlich handelt es sich auch bei dieser Übertragung von »Stammescharakteren«² auf Stadtsprachen ebenfalls um Vorurteile. Der entscheidende Unterschied zum Englischen liegt darin, daß dadurch das Bewertungskriterium »Sozialstatus« ausgeblendet und das – auch im Deutschen vorhandene – Sozialprestige der Standardsprache als »Sprache der Gebildeten« relativiert wird. Deutsche können sich ungezwungener zwischen Dialekt und Standardsprache bewegen als Engländer. Stadtsprachen können so ein wesentlich umfangreicheres und in der Situation differenzierteres Spektrum an sozialen und emotionalen Werten symbolisieren. Worauf diese unterschiedlichen Beurteilungen der Stadtsprachen zurückzuführen sind, darüber läßt sich nur spekulieren. Vielleicht liegen die Gründe in den unterschiedlichen ökonomischen und politischen Entwicklungen beider Länder während des 19. Jahrhunderts.

»Sprachorientierung« und Sprachverwendung

Da die Gebrauchsregeln für Stadtsprachen im Deutschen offensichtlich komplizierter sind als im Englischen und wir besonders an Deutsch als Zielsprache dachten, haben wir uns das Deutsche vorgenommen. Englische Deutschlehrer – und die anderer Nationalitäten – können die Ergebnisse dann mit den ihnen geläufigen Verhältnissen im Mutterland vergleichen. Um zwischen Sprachorientierung und tatsächlicher Sprachverwendung unterscheiden zu können, haben wir uns zwei Fragen gestellt:

1. Was glauben die Städter zu tun, wenn sie die Sprachebenen wechseln? Um das herauszufinden, wurde ein Gastaufenthalt am IDS für eine Befragung unter Bewohnern Mannheims genutzt. Um Ortspezifika in den Fragekatalog einbauen zu können, wurde das in einer Stadteilethnographie aufbereitete Erfahrungswissen ausgewertet³.

2. Die zweite Frage war: was tun die Städter wirklich, wenn sie die Sprachebenen wechseln? Dazu wurden Tonmitschnitte von Treffen im Stadtteil ausgewertet. Diese Aufgabe gehört zum IDS-Projekt »Kommunikation in der Stadt«.

Einige vorläufige Ergebnisse der Untersuchung und deren möglichen Nutzen für den Fremdsprachenunterricht möchten wir nun andeuten, ohne bei methodischen Fragen zu verweilen.

Zur ersten Frage: Was glauben die Städter zu tun, wenn sie die Sprachebene wechseln, d.h. welche Sprachorientierungen haben sie? Wir haben Einheimische, Zugezogene und deutsch sprechende Ausländer befragt, um Meinungen aus unterschiedlichen Perspektiven zu bekommen. Die Fragen gaben in vielen Fällen nur einen Anlaß, weitere Erläuterungen zu geben. Sie wurden auf Band mitgeschnitten und bilden den Kern der Untersuchung. Einige sprechende Beispiele von Befragten, die Standardsprache beherrschen und auch benutzen, zitieren wir zur Verdeutlichung der Sprachorientierungen.

Norddeutsche Zuzügler betonen das Nord-Süd-Gefälle in den sprachlichen Umgangsformen. So sagte ein Hannoveraner:

»Ich habe also anfangs immer gewisse Schwierigkeiten in Süddeutschland gehabt. Wenn man also so kritisiert würde in Norddeutschland, wie man hier im Süden mitunter so angehauen wird, das wäre also wirklich schlimm. Wenn man in Norddeutschland zu jemand sagt, du Depp, also wenn man den nicht so gut kennt, dann ist das schon eine ziemlich grobe Beleidigung. Und hier ist das fast ein Kosewort.«

Sie und auch zugewanderte Auslandsdeutsche geben den Rat: »Ich glaube, daß Sie an die Mannheimer besser herankommen, wenn man in ihrer Heimatsprache spricht« oder sich zumindest ihren Umgangsformen anpaßt. Einheimische unterstellen den Norddeutschen, daß sie die Standardsprache bereits in der Wiege lernen: »dene is des jo aagebore (angeboren), die könne des inschdinktmäßisch (instinktmäßig)« und sie würden »geschwolle« reden. Eine Einheimische berichtete, daß Kollegen sie am Arbeitsplatz in Norddeutschland, wenn sie im Büro mit zu Hause in Mannheimerisch telefonierte, abschätzig ansahen. Ihren süddeutschen Sprachverhaltensstil mußte sie in eine Schelmenrolle verpacken, um akzeptiert zu werden. Demnach herrschen aus der Sicht der Befragten in Norddeutschland formale sprachliche Umgangsformen, die mit englischen Verhältnissen vergleichbar sind, während sie im Mannheimer Raum ganz anders sind.

Die regionale Reichweite und Struktur der Mannheimer Stadtsprache deckt für Einheimische einen Radius von ca. 20 Kilometern ab, so werden die angrenzenden Bundesländer Rheinland-Pfalz und Hessen erwähnt. Ein für Regionalberichte zuständiger Zeitungsredakteur sagt über seinen Einzugsbereich: »also da redd isch üwwerall Dialekt. Awwer was is Dialekt? Des is der Dialekt der zwische uns un der Bergstraß gschproche werd«. Strukturabgrenzungen erfolgen von Einheimischen eher gegenüber der Standardsprache: »speziell sin keine Endunge an unsere Wörter« oder pauschal »mir redde kei pures Schriftdeutsch«. Zugezogenen fällt besonders die sch(t)-Aussprache für in- und auslautendes st als lokales Merkmal auf: »die spricht ja nur hasch (hast), bisch (bist) wie die Schlangen«.

»Redde se Mannemerisch« – die Wahl der richtigen Sprachebene

Die Wahl der Sprachebene ist sowohl nach Situationsbereichen (privat – öffentlich) als auch nach unterstelltem Bekanntheitsgrad (fremd – vertraut) geregelt, wobei letzterer die zentrale Orientierung zu sein scheint. Das wird in Berichten aus dem Berufs- und Vereinsleben deutlich. So sagte ein pensionierter städtischer Beamter: »Ich hab aach viel Hochdaitch redde misse, wo isch zu de Lait komme bin

(ich habe auch viel Hochdeutsch reden müssen, wenn ich zu den Leuten gekommen bin) *des is halt bei uns wechselvoll*«. Und ein Bankbeamter, der in einer in den 60er Jahren gebauten Mannheimer Trabantenstadt tätig ist, bemerkte belustigt: *»Ich wollte (dort) mir angewöhnten Hochdeutsch zu reden. Da hawwe misch die Kunde am zwedde Daach so komisch aageguggt: Redde se Mannemerisch, des verschdehe mer wenigschdens*« (Da haben mich die Kunden am zweiten Tag so komisch angesehen: Reden Sie Mannheimerisch, das verstehen wir wenigstens). Der Vorsitzende eines Sportvereins beantwortete die Frage: *»Redet man eigentlich nur Hochdeutsch, wenn man die ganze Versammlung anredet?«* mit der Einschränkung: *»Ja, aber nich wenn man jemand anredet, den man kennt, in dem Moment, wo s persönlich geht*«. Ein Neckarauer, der im Berufsleben Standard spricht, berichtete von stilistischen Fehlgriffen beim Argumentieren mit Vereinskollegen: *»Es kann passieren, wenn ich die Sache untermauern will, fang ich an Hochdeutsch zu sprechen, daß die mir sagen: guck emol, ewe spinnt der*« (Schau einmal, eben spinnt er). Hier haben wir einen Bereich, in dem die Kriterien Situationsbereich (Domäne), unterstellter Bekanntheitsgrad und stilistische Markierung offensichtlich miteinander konkurrieren. Ein auch auf öffentlichem Parkett bewandeter Neckarauer brachte das Problem folgendermaßen auf den Punkt: *»Es is gar net so eifach, de rischdische Ton zu finne*« (Es ist gar nicht so einfach, den richtigen Ton zu finden).

Im Gegensatz zum Englischen und zum norddeutschen Sprachraum kann man festhalten, daß in Mannheim noch eine starke Loyalität zur Stadtsprache besteht, die in einen weiten öffentlichen Bereich hineinreicht. Daß die Verhältnisse hier denen im süddeutschen Sprachraum verwandt sind, zeigen Aussagen zur Standardsprache. Man lernt sie in der Schule: *Wo mer anfängt lese zu lerne, da kommt des audomadisch*«. Für ihren Gebrauch hat man feste Orientierungen. So begründeten Befragte ihr *»nach der Schrift reden*« der interviewenden Engländerin gegenüber mit *»Mir wisse jo net, ob sie uns verschdehe*« und wechselten die Sprachebene, als sie versicherte, daß sie längere Zeit in Mannheim gelebt habe. Ein im öffentlichen Leben aktiver Japaner glaubte, *»gegenüber Fremden reden sie normal Schriftdeutsch, aber mit Bekannten sprechen sie natürlich Dialekt*«. Standardsprache hat für sie die Funktion einer Art lingua franca, mit der sich verschiedene Sprachgemeinschaften verständigen können, und sie ist natürlich die obligatorische Sprache in den Medien. Ein Verstoß dagegen löst Empörung aus: *»Ich hab mal eine Sendung im Radio gehört, jugendliche Arbeitslose beim Arbeitsamt, wo die interviewt worden sind. Also glaubst du, daß ich gesagt hab, das ist eine Schande, wie die schprechen, daß man nicht in so einem Fall ein bißel Hochdeutsch...*«.

Demnach gibt es für die Verwendung der Standardsprache einen festen Anwendungsbereich, der aber auf nicht alltägliche Lebensbereiche festgelegt ist. Um die Sprachebene des akzeptablen Standard auszuloten, spielten wir u. a. ein Tonbeispiel vor, das in Linguistenkreisen unter *»Umgangssprache–Mannheim*« firmiert. Es wurde von Einheimischen und Zugezogenen als Vortragstil bis zu: *»das ist kein Mannheimer*« eingestuft⁴.

»Mischmasch« oder: metaphorischer Codeswitch

Nun zur Frage: was tun die Städter, wenn sie in einer Situation die Sprachebenen mischen (metaphorischer Codeswitch)? Hören wir einmal in eine Sitzung der Interessenvertretung der ungefähr 60 im Stadtteil Neckarau ansässigen Vereine. Die Vorstände – Einheimische und Zugezogene, die tagsüber den unterschiedlichsten Berufen nachgehen – treffen sich alle zwei bis drei Monate, um gemeinsame Aktivitäten zu besprechen. Ihre Redeweise richten sie dabei normalerweise an der Standardsprache aus. Heute geht es um den Marktplatz, der auf ihre Initiative mit Spendengeldern aus der Bevölkerung ausgestaltet wurde⁵.

Herr Müller (die Namen sind geändert) beschwert sich, daß der Stauraum eines Containers auf dem Marktplatz nicht ausreicht und aufgestapelter Müll nicht abgeholt wird:

MÜLLER: *Vielleicht sollt=ich des zweite gleisch anschließen: und zwar is des der Wochenmarkt freitags. Da wird freitags morgens ein Kondäner abgeschteilt auf dem Marktplatz. Der wird gefüllt, wenn die Kischde iwwerlaufe (Kisten überlaufs) da liegt auß rum alles noch schön voll. Der kommt samstags, macht sein Kondäner zu, lad=n uff n fahrd=n foatt. Un alles annere bleibt ligge... (macht seinen Container zu, lädt ihn auf und fährt ihn fort. Alles andere bleibt liegen).*

Illustrativ schildert er den Ablauf des bedauerlichen Vorgangs, indem er dabei in Stadtsprache wechselt. Davor hat er schon betont, daß er das Problem als *»Anwohner vom Marktplatz*« und als Beauftragter der Anwohner vorbringt: *»Ich hab mir berischtn lassn... weil man weiß, daß isch hier in dem Gremium bin*«. Mit dem Wechsel übernimmt er die Sprechweise der an lokalen Belangen interessierten Bürger und gibt damit seiner Beschwerde Gewicht. Stadtsprache⁶ verweist hier auf den lokal orientierten verantwortungsbewußten Bürger.

Einige Minuten danach bringt Herr Müller seine persönlichen Bedenken gegen ein Vorhaben vor (es geht um den Antrag, eine öffentliche Toilette auf dem Marktplatz zu installieren). Der Sitzungsleiter, Herr Meyer, bewertet anschließend den Beitrag, bevor er mit dem Thema fortfährt:

MÜLLER: *Also isch däd mer ned so viel Lais (Läuse) in där Pelz setze, isch däd do, wär do viel vorsichdischer.*

MEYER: *Dankschön Willi. Ich mään des sin kridische Punkte, die gsacht hosch (Ich meine, das sind kritische Punkte, die du gesagt hast). Des sollt ma überlegen. Ich hab auch diese Anlagn gesehn, wie die als Muschder (Muster) da gestanden haben.*

Herr Müller trägt seine Bedenken in Stadtsprache vor, damit sie auch als persönliche Meinung verstanden werden. Herr Meyer reagiert entsprechend. Indem er ebenfalls in Stadtsprache wechselt, gibt er seiner Antwort eine persönliche Note. Stadtsprache und die Du-Anrede markieren die Beiträge als persönliche Einlagen im institutionellen Rahmen. Sie legen den Anwesenden aber auch offen, daß die Bekanntschaft zwischen Herrn Müller und Herrn Meyer über die Institution hinausreicht. Beide verstecken diese soziale Beziehung nicht hinter standardsprachlichen Umgangsformen.



Foto: Bernd U. Biere, IDS – De Neggarauer Kondäner

Als es um die Kosten des Vorhabens geht, meldet sich Herr Schulz zu Wort und bringt sein Hintergrundwissen an:

SCHULZ: *Eine feste Anlage überirdisch is sicher billischer als unnerirdisch – Do geht=s nämisch e halwi Million los un so weider foatt, s hot aa schunn viel deure gewwe, laut Schtadtetat (Da geht es nämlich eine halbe Million los und so weiter fort, es hat auch schon viel teurere gegeben laut Stadtetat) – Der Marktplatz is nischd sehr groß, des muß man sich also genau überlegen, ob überhaupt so etwas dorthin kann.*

Durch zurückgenommene Lautstärke und Codeswitch in Richtung Stadtsprache signalisiert er sein Hintergrundwissen als Nebenbemerkung, die zwar wichtig ist, aber hier nicht zum Thema der Diskussion werden soll. Entscheidend sind auch für ihn die in Standardsprache vorgebrachten Raumverhältnisse auf dem Marktplatz. Mit Stadtsprache markiert er die thematische Ordnung seiner Stücke im Beitrag.

Herr Schmidt plädiert dafür, daß er als *»Neckarauer Bürger*« das Vorhaben nicht allein in den Händen der Stadtverwaltung sehen möchte, in der auch Ortsfremde mitentscheiden:

SCHMIDT: *Also isch bin Neggarauer Bürger, ja. Un als solscher föhl isch misch auch. Sch (ich) bin also keiner, der irgendetwas vom Ordnungsamt genehmigen, der im Rhein-Neckar-Kreis*

wohnt – odder jott wee dee, janz weit draußen – dämm is es jo piepegal: Des werd äfach genehmischd, die Neggarauer hawwe sisch mit rumzureiße (dem ist es ja piepegal: Das wird einfach genehmigt, die Neckarauer haben sich damit herumzureißen).

Er gibt seiner Versicherung, ein verantwortungsbewußter Neckarauer Bürger zu sein, dadurch Gewicht, daß er, dem Rahmen der Institution angemessen, ein Bekenntnis in Standardsprache ablegt. Zur Abgrenzung gegenüber den anderen, die lokale Belange nicht im Auge haben, zitiert er eine regional geläufige, das Berlinerische imitierende Formel »j. w. d., janz weit draußen«, die die Bedeutung »abgelegen sein/keine Ahnung haben« hat. Berlinerisch und die Bezeichnung »Preuße« steht nicht nur in Neckarau außerdem als sprachliche Symbolisierung für angerisches und großspuriges Auftreten (»die hänge de große Max raus«). Herr Schmidt unterstreicht seine Befürchtung, von Fremden würden falsche Bewertungsmaßstäbe angelegt, indem er Berlinerisch zitiert. Seine persönliche Meinung, die Fremden seien trouble maker, schließt er, der verantwortungsbewußte Neckarauer, – wie die Teilnehmer vor ihm auch – in Standardsprache an.

Gegen Ende des Tagesordnungspunktes wird ein Antrag an die Stadtverwaltung formuliert. Herr Berg stimmt ihm unter Bedenken zu:

BERG: *Herr Müller, ich würde den Antrag, so wie sie ihn jetzt formuliert hawwe (haben) ohne weideres loslosse. Denn ob eine Toledde (Toilette) auf den Marktplatz kommt, des entscheidet letschdes Endes (letzten Endes) doch die Schdadt.*

Zunächst verwendet er eine feste Fügung im öffentlichen Sprachgebrauch (einen Antrag formulieren), doch dann schraubt er den hohen Stil auf das normale Maß herunter: Er bricht feste Fügungen auf (einen Antrag loslassen) und wechselt in Stadtsprache, in der man sehr wohl einen Antrag »loslosse« kann. Mit dem Codeswitch wird der Stilbruch in der öffentlichen Sprache zum Normalstil in der Stadtsprache. Mit Codeswitch fängt er den Stilbruch auf. Die stilistische Einordnung von Genitivformen ist für Deutsche und Deutschlehrer ein besonderes Problem. Herr Berg hat in der Situation einen grammatischen Kompromiß zwischen Stadtsprache (*letschdes End*) und Schriftsprache (*letzten Endes*) gefunden.

Nachdem die Versammlung den Antrag zur Abstimmung und auf den Weg gebracht hat, wollen wir sie wieder verlassen und zusammenfassen, was die Redner mit dem Codeswitch zur Stadtsprache hin gemacht haben, d.h. welche Funktionen Stadtsprache in einem Gespräch oder in einer Situation haben kann: Mit ihr kann man verweisen auf den Typus des lokal orientierten Bürgers, man kann mit ihr einen Beitrag eine persönliche Note geben, mit ihr kann man soziale Beziehungen anzeigen, man kann sie zur thematischen Gliederung heranziehen, mit einer anderen Stadtsprache kann man das Fremde charakterisieren, und schließlich kann man mit ihr einen Stilbruch auffangen. Das alles kann metaphorischer Codeswitch hin zur Stadtsprache, im Linguistenjargon ausgedrückt, »kontextualisieren«⁷.

Soziostilistik im Fremdsprachenunterricht

Nun zum möglichen Nutzen für den Fremdsprachenunterricht: Unser eingangs erwähnter frischgebackener Zertifikats-Absolvent aus England wird sicherlich, wenn ihm diese Dinge vermittelt werden, die Kreise, auf die er in Mannheim gestoßen ist, gerechter einschätzen können. Ob er die Städte dann auch besser versteht, ist jedoch fraglich. Die Ergebnisse dieser und ähnlicher Untersuchungen könnten für unterschiedliche Unterrichtsziele ausgewertet werden, um nur einige zu nennen:

- Die Vermittlung sprachlicher Orientierungen wäre zunächst eine Aufgabe der Landeskunde, wobei auf die Soziostilistik von Stadtsprachen (Regionalsprachen) stärker abgehoben werden sollte. Kurze Beispiele könnten grobe Unterschiede in Struktur und Verwendung andeuten. Es reicht nicht, die traditionellen Dialektlandschaften in einer Karte vorzustellen, wie es heute noch in Lehrbüchern geschieht.
- Untersuchungen von Stadtsprachen hätten sicherlich auch eine größere Toleranzschwelle in der Ausspracheschulung zur Folge.
- Materialien zum Hörverständnis sind in Aussprache, Syntax und Lexik noch sehr am Standard der Medien ausgerichtet, was nicht gerade förderlich für das Hörverstehen im Alltag ist.
- Entsprechende praktische Übungen an Originalbeispielen in der Nach-Zertifikatsstufe würden die stilistische Kompetenz erweitern.

Aufbereitete Materialien von Stadtsprachen aus dem rheinfränkischen Raum – besonders dem Ballungsgebiet Rhein-Main-Neckar – geben wegen ihrer Nähe zur Standardsprache für Ausländer einen besonders geeigneten Zugang zu Sprachverhältnissen im süddeutschen Sprachraum ab. Daß es hierbei nicht um ein exotisches Auf-Dialekt-Trimmen geht, zeigt nicht nur die Sprachwirklichkeit im Alltag der Städte, sondern auch schon ein flüchtiges Einhören in Rundfunk und Fernsehen, wo man recht häufig südlichen Zungenschlag in Unterhaltungs- und Kabarettsendungen, in Schlager- und Liedermachertexten auch außerhalb der Regionalprogramme vernehmen kann. Auch Deutschlehrer könnten durch solche Untersuchungen einiges über die sprachliche Seite ihrer Landeskultur erfahren, was sie für das Thema Regionalismus verwenden können, das ja in den Lehrplänen für den Deutschunterricht auftaucht. Doch das ist ein anderes Thema.

Eine interpretative Analyse von einigen Äußerungen zur Sprachorientierung oder von einigen Gesprächen beschreibt zwar noch nicht den allgemein gültigen Sprachgebrauch (was immer das auch sein mag), an dem Sprachlehrer besonders interessiert sind. Solche Analysen dürften aber doch geeignetere Materialien für den Unterricht abgeben als statistische Untersuchungen, auf die Lehrer noch häufig zurückgreifen müssen, wenn sie den Lerner für die Sprachverwendung in Gesprächen sensibilisieren möchten⁸. Auch das Bekenntnis zum situativen Lernen hat sich oft nur auf die Reform der Unterrichtssituation bezogen, nicht auf die Sprachverwendung in Situationen. Erst in letzter Zeit wurde der Aspekt als Forschungslücke entdeckt, die man nun, mit den Etiketten »contrastive pragmatics« und »interactional sociolinguistics« versehen, schließen möchte⁹. Solche Untersuchungen müssen nicht unbedingt sprachvergleichend angelegt sein. Es reicht oft schon, wenn die Zielsprache – hier das Deutsche – unter soziostilistischen Gesichtspunkten genauer untersucht wird. Der Fremdsprachenlehrer kann dann aus seinem muttersprachlichen Wissen heraus oft ohne Schwierigkeiten die Unterschiede auch selbst herausarbeiten.

Anmerkungen und Literaturhinweise

- 1 Siehe P. Trudgill: *Accent, Dialect and the School*. London 1975.
- 2 Siehe H. Bausinger: *Deutsch für Deutsche* (Fischer Taschenbuch 145). München 1972, S. 20ff.
- 3 Siehe K.-H. Bausch: *Mannheim-Neckarau, eine Kleinstadt in der Großstadt*. Ethnographie einer durch Industrialisierung geprägten Eingemeindung (Ms. vervielf.). IDS-Mannheim 1986.
- 4 D. Karch: *Mannheim – Umgangssprache* (Phonai Band 16). Tübingen 1975.
- 5 Siehe K.-H. Bausch: *Der Marktplatz – Eine Produktionsstätte lokaler Identität*. 1986, Kap. 2.1.3, S. 64–69.
- 6 Zur Mannheimer Stadtsprache siehe: C. P. Danforth: *A Descriptive Study of an Urban Mannheim Social Dialect*. M.A. Thesis, California State University, Northridge 1981.
- 7 P. Auer: *Kontextualisierung*. In: *Studium Linguistik* 19, 1986, S. 22–47.
- 8 C. Kramsch: *Sensitizing the Learner to the Pragmatics of Discourse*. In: *New Yorker Werkstattgespräch*. Goethe House, New York 1983, S. 204–237.
- 9 Siehe z.B. J. House/G. Kasper: *Politeness Markers in English and German*. In: F. Coulmas: *Conversational Routine*. The Hague 1981, S. 157–187 und andere Beiträge in dem Band; Th. A. Lovik: *Pragmatic Pitfalls of Learning/Teaching German*. In: *UP*, 1, 1987, S. 36–44; oder die bisher erschienenen Bände der von J. Gumperz herausgegebenen Reihe »*Studies in International Sociolinguistics*«. Zum Gegenstandsbereich der kontrastiven Pragmatik siehe z.B. Ch. J. Fillmore: *Remarks on contrastive Pragmatics*. In: *Contrastive Linguistics. Prospects and Problems*. Hrsg. von J. Fisiak. New York 1984, S. 126.

Winifred V. Davies M. A. ist Dozentin am University College of Wales, Department of German, in Aberystwyth.

Dr. Karl-Heinz Bausch ist der für Mannheim-Neckarau zuständige Mitarbeiter im Projekt »*Kommunikation in der Stadt*« am Institut für deutsche Sprache in Mannheim.